Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 1 (1897-1898)

Heft: 4

Artikel: Henry Dunant

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661908

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Senry Dunant.

Der Mann, beffen Portrait wir heute den Lefern vorführen, ift einer derjenigen, deren Namen man noch in den spätesten Jahrhunderten mit Ehrfurcht und Dankbarkeit aussprechen wird. Diese Zukunft wird ihn feiern als einen der großen Wohltäter der Menscheit und doch ift es nur ein Zufall, daß dieser Edle nicht unbefannt und in der größten Dürftigkeit sein Leben in einem Spitale endet und unserer Zeit nicht das Brandmal der Undankbarkeit aufdrückt. Denn dieser Mann lebt heute noch unter uns und murde erst vor etwa Jahresfrift wieder entdeckt als der Schöpfer eines der segensreichsten Werke der Reuzeit. Bei der gleichen Gelegenheit wurde allerlei über den Lebenslauf des merkwürdigen Mannes bekannt und es stellte sich heraus, daß der ehemalige Liebling des Reichtums und des Glücks, der Mann, der mit den mächtigften Fürsten Europas an der gleichen Tafel geseffen, über den sich einst ein mahrer Regen von Orden und sonstigen Auszeichnungen ergossen hatte, jett in der größten Armut und sozusagen vergessen und verschollen die Tage seines Greisen= alters in einem Spitale im appenzellischen Dorfe Beiden verbringe und ohne die Unterftützung mitleidiger Bermandten nicht einmal dieses Obdach besitzen murde. Als jedoch diese Tatsachen befannt murden, zeigte es sich, daß die Gegenwart nicht fo schlimm und undankbar ift, wie man fie gern schilt, sondern daß fie mit dem Undankbaren nur das schlechte Gedächtnis teilt. Denn nicht nur empfand die Gesellschaft ein Gefühl der Beschämung, sondern sie beeilte sich auch, von ihrer dreißig Jahre alten Dankesschuld noch etwas abzugahlen. Sammlungen wurden veranftaltet, um dem verdienten Manne den Lebensabend noch fo leicht und schön als möglich zu gestalten. Fürstlichkeiten, Behörden und Bereine wetteiferten, Benry Dunant mit Auszeichnungen zu überhäufen. In Deutschland ift sogar die Gründung einer Dunant-Stiftung im Werke. "Doch wofür folche Chrungen?" wird endlich ber Lefer ungeduldig fragen. Fangen wir alfo an und erzählen wir hübsch der Reihe nach!

Henry Dunant, geboren in Genf am 8. Mai 1828 als Sohn einer hochangesehenen und reichen Familie war infolge seines Reichtums in die günstige Lage versetzt, zu tun was er wollte, oder auch nichts zu tun, je nachdem es ihm gesiel. Er war ein junger, vornehmer und eleganter Mann und daß für einen solchen, wenn er die Taschen voll Geld hat, es nicht an Vergnügungen und Versuchungen aller Art sehlt, braucht nicht gesagt zu werden. Der junge Genfer aber suchte seine Vergnügungen an einem seltsamen Orte, wo es die jungen Leute gewöhnlich nicht suchen

und machte auch von seinem Gelde einen ebenso ungewöhnlichen Gebrauch. Der schöne Jüngling, der in der Gesellschaft der jungen und vornehmen Damen begehrt war und dem das Glück aus den schönsten Augen winkte, suchte am liebsten die Spitäler auf, wo er den armen Kranken vorlas und ihnen auch sonst durch seine tröstende Unterhaltung glückliche Minuten verschaffte. Seine Lustreisen machte der junge Dunant durch die Quartiere der Armen, wo er in mancher Familie dem größten Elend steuerte. In seiner ganzen Geistesrichtung und Tätigkeit zeigte sich der Erziehungseinsluß seiner Mutter, einer edlen Frau und großen Wohltäterin. Dunant's Herz schlug deshalb nur für die Unglücklichen und Enterbten dieser Welt. Auch sein schriftstellerischer Beruf floß aus der Begeisterung für die Werke der Nächstenliebe. So veröffentlichte er 1858 ein Buch gegen die Stlaverei in den Vereinigten Staaten. Besonders beschäftigte ihn der Gedanke, wie das Loos der armen im Kriege verwundeten Soldaten gemildert werden könnte.

Als im Jahr 1859 bas Königreich Sardinien, unterftützt vom Raiser Napoleon, mit Defterreich Rrieg führte, um ein einiges Italien gu schaffen, eilte Dunant sofort auf den Kriegsschauplat, um sich an der Bflege der Bermundeten zu beteiligen. Er murde Zeuge der Schlacht bei Solferino am 24. Juni 1859, nach deren Verlauf über 40,000 Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten und zu denen weitere 40,000 hingu famen, die infolge der Ueberanftrengung am Schlachttage oder der tropis ichen Sitze erfrankt oder gestorben waren. Allein in der fleinen Stadt Brescia lagen über 20,000 Bermundete. Die geringe Bahl der Merzte war machtlos diesem Massenelend gegenüber und ebensowenig vermochte der hülfreiche Gifer der Bewohner zu verhindern, daß hunderte und Taufende, die leicht hatten gerettet werden fonnen, wegen Mangel an Bflege ftarben. Und um die Taufende, die vom Urteil der Merzte aufgegegeben waren, befümmerte man sich gar nicht. "Ihre Berlassenheit blieb ihnen nicht lange verborgen, und mit mundem, tiefgefranttem Bergen hauchten fie unveachtet den letzten Seufzer aus. . . Für diefen Sterbenden liegen schon feit 8 Tagen Briefe auf der Post: murden fie ihm eingehändigt, jo mare dies ein erhabener Troft für ihn. Flehentlich hatte er die Bächter gebeten, fie ihm zu holen, damit er fie noch vor feiner letten Stunde lesen könne; aber von ihnen die harte Antwort erhalten, fie hatten feine Beit, fie hatten anderes zu tun."

Dunant war Zeuge der herzzerreißendsten Szenen. Er selbst leistete fast Übermenschliches, um Schmerzen zu lindern und den armen Opfern des Krieges so viel Erleichterungen als möglich zu verschaffen. Die letzten Worte auf den Lippen vieler Sterbenden maren ein Segenswunsch für

ben unbekannten "weißen Herrn", wie Dunant genaunt murbe. — Rach seiner Rückfehr murde er noch lange von den Gindrücken verfolgt, die er auf dem Kriegsschauplatze erhalten. Um sich von diesen entsetzlichen Borstellungen zu befreien, legte er fie schriftlich nieder in dem Buche: "Eine Erinnerung an Solferino", das 1862 erschien und so großes Aufsehen machte, daß es in faft alle europäische Sprachen übersetzt murde. dieser Schrift gibt Dunant eine treue Schilderung des Berlaufs der Schlacht und der erschütternden Szenen, deren Beuge er gewesen. Gemälde ift ein so meifterhaftes, daß seine Wirkung, je einfacher und schlichter es entworfen, nur um so größer ift. Um zu erfahren, was der Rrieg ift, um gange Scheuflichkeit seine zu verfteben, muß man diefes fleine Buch lesen. Aber nicht nur in deffen meifterhaften Schilderungen, in den ergreifenden Erzählungen vom Schlachtfeld und den Spitälern beruht fein Wert, sondern in den Schlußfolgerungen, die Dunant selbst aus seiner Darftellung zieht. "Wie wertvoll", ruft er aus, "wären in den sombardischen Städten einige hundert hingebende, erfahrene und vor allem vor= geschulte freiwillige Krankenpfleger gewesen! Sofortige Hülfe ift nötig, denn was heute noch den Bermundeten retten kann, rettet ihn morgen nicht mehr; beim geringften Zeitverluft fann der Brand eintreten, der den Bermundeten bem sichern Tode entgegenführt; darum brauchen wir freiwillige Rranten= pfleger, die im Boraus geschult und und mit ihrer Aufgabe vertraut find, und die von den Befehlshabern der friegführenden Beere öffentlich aner= fannt und auf jede Beise in ihrer Aufgabe unterftützt merben. sagte: "Sollte es nicht möglich sein, in allen europäischen Ländern Hilfsgesellschaften zu gründen zu dem Zwecke, die Bermundeten in Kriegszeiten ohne Unterschied der Volksangehörigkeit durch Freiwillige pflegen zu laffen? . Warum follte man nicht eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und Stille benüten, um die von uns geftellte, vom Standpunkt der Menschlichkeit wie des Chriftentums gleich hoch bedeutende Frage zu lösen?" Er fnüpft dar in den Borichlag, daß ein Kongreß von Bertretern der europäischen Staaten "irgend einen internationalen, vertragsmäßigen und geheiligten Grundfat aufftellen möchte, der, einmal angenommen und bestätigt, den Bereinen gur Bulfeleiftung für die Bermundeten in den verschiedenen Ländern Europas als Grundlage dienen könnte?" Und er wendet fich mit feinem Appell an die Fürften, Staatsmänner und Gelehrten wie an den einfachften Mann aus dem Bolfe, an die auf den Stufen eines Trones sitzende Prinzessin wie an die demütige und hingebende verwaifte Magd oder an die allein in der Belt ftehende Bitme, die gerne ihre letten Rrafte dem Wohle des Rebenmenschen widmen möchte. Alle follten eintreten für "eine Sache, welche die gange Menschheit, jedes Bolf, jede Landschaft, sogar jede Fomilie angeht!"

Damit war der große Gedanke ausgesprochen, der der segensreichen Einrichtung des roten Areuzes zu Grunde liegt. Bis zu dessen Verwirkslichung war jedoch noch ein weiter Weg. Dunant machte sich jedoch ungesäumt daran, seine Jee ins Leben zu setzen. Seine Bestrebungen fanden Anklang und wurden unterstützt von der Genfer Gemeinnützigen Gesellsschaft, namentlich von deren Präsidenten Gustave Mohnier. Den Vorsitz in der fünfgliedrigen Kommission, welche die Frage zu versolgen hatte, übernahm der auch im Auslande hochangesehene General Dufour. Dunant selbst entsaltete eine großartige private Tätigkeit, um möglichst viele einflußreiche Personen des Ins und Auslandes für das Werk zu interessiren und zu gewinnen. Um die ausgebreitete Korrespondenz zu beswältigen, stellte er aus eigenen Mitteln zwei Sekretäre an und reiste ebenfalls auf eigene Kosten in die europäischen Hauptstädte, um für die gute Sache zu wirken.

Die Kommission beschloß die Einberufung einer internationalen Konferenz nach Genf. Wieder war es Dunant, der durch sein persönliches Wirken viel zum Gelingen dieser Konferenz beitrug. Denn eine solche war damals noch etwas Neues. Die Staaten betrachteten sich viel zu sehr mit gegenseitigem Mißtrauen und die Gegensätze waren zu scharfe, als daß die Länder zu einer gemeinsamen Beratung sich leicht verstanden hätten.

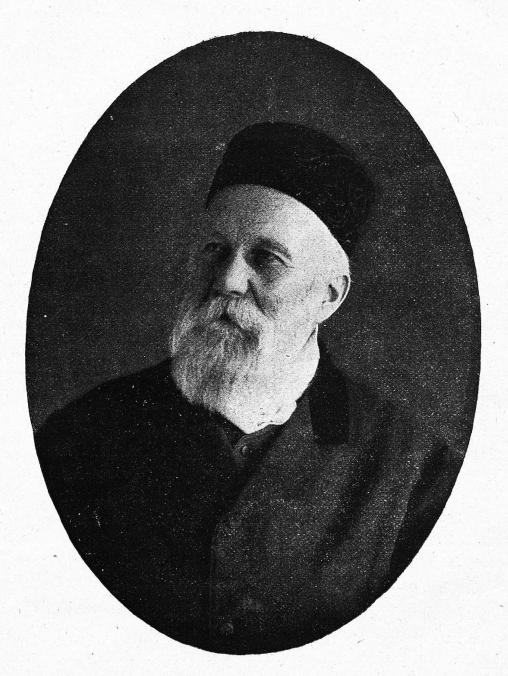
Wenn die Ronfereng zu Stande fommen follte, fo mußten dafür die Fürsten und Höfe der verschiedenen europäischen Monarchien gewonnen werden. Bur Lösung dieser schweren Aufgabe konnte faum jemand beffer befähigt sein, als Dunant, der eine forgfältige Erziehung erhalten hatte, und von Jugend auf an den Berkehr in der vornehmften Gesellschaft gewöhnt worden war. Er befaß alle Eigenschaften, die nötig waren, um gerade dieses Werk auszuführen, das sich bei den Großen schon durch seinen Apostel empfahl. Obwohl von Natur schüchtern, gewann Dunant durch seine liebensmürdige Bescheidenheit, die edle Begeisterung für seine Ibee und sein gesellschaftlich feines und forrettes Auftreten zugleich mit seiner Sache die Bunft der Hoheiten. Dunant reifte ebenfalls auf eigene Rosten nach Berlin. Nachdem schon der ftatistische Kongreß, der damals ftattfand, ihn in seinen Bestrebungen ermuntert hatte, war es besonders die preußische Rönigsfamilie, die diefen die größte Aufmerksamkeit schenkte und sie tatkräftig förderte. Aehnlich wie in Berlin wirkte Dunant an den Höfen Namentlich der König in Dresden, München, Stuttgart und Wien. Johann von Sachsen erwärmte sich für Dunant's Idee und wurde ihr von großem Nuten. Die Konferenz, auf der vierzehn Staaten amtlich vertreten waren, fand Ende Oktober 1863 in Genf statt und einigte sich dahin, daß Zentralausschüsse und Sektionen in den einzelnen Ländern zu bilden seien mit der Aufgabe, in Friedenszeiten sich für die Hülfeleistung im Kriege vorzubereiten und dafür eine genügende Anzahl freiwilliger Krankenpfleger heranzuziehen, für welche ein allgemein gültiges Erkennungszeichen, die weiße Armbinde mit dem roten Kreuz, einzusühren sei. Ferner solle die Hilfe der Regierungen für diese Hilfsausschüsse gewonnen und durch ein internationales Uebereinkommen das gesamte militärische und freiwillige Sanitätspersonal neutral erklärt werden. In Verbindung damit sollte eine gleichförmige Flagge sür die Ambulanzen und Spitäler aller Länder eingeführt werden.

Um diesem Beschlusse völkerrechtliche Geltung zu verschaffen, mußten die verschiedenen Staaten sich zur Uebernahme sester Verbindlichkeiten erstlären, was nur geschehen konnte durch einen diplomatischen Kongreß, der von den Ländern mit wirklichen Bevollmächtigten beschiekt war. Auch das war ein Schritt, zu dem die Staaten sich nur schwer verstanden. Dunant aber wußte auch dafür die Schwierigkeiten zu ehnen. Er ging nach Paris und es gelang ihm trot allerlei Listen und Känken einer Hofspartei, durch eine persönliche Unterredung den Kaiser Napoleon zu geswinnen, der bei den übrigen Mächten für das Zustandekommen des Konzgresses sich zu verwenden versprach. Wirklich fand dieser auf die Einladung des schweizerischen Bundesrates vom 8.—22. August wiederum in Genstatt. Das Ergebnis des Kongresses, an dem die amtlichen Vertreter von 16 Staaten teil nahmen, war die Annahme der oben angeführten Vorschläge der ersten Konferenz, die berühmte Genser Konvention.

Damit war ein großes Werk der Humanität, ein für alle Bölker und alle Zeiten gültiges Kriegsrecht geschaffen, ein Werk, das, in enger Berbindung mit dem Kriege, dennoch den größten Gegensatz zu diesem bildet und nicht nur dessen Unmenschlichkeit mildert, indem es auf den Schauplatz seiner Schrecken die Liebe trägt, sondern vielleicht dazu berufen ist, ihn selbst zu verhindern. Denn mit der Genser Konvention begann eine neue Epoche, da die Staaten, statt nur das Schwert sprechen zu lassen, auf dem Wege internationaler Verträge sich zu verständigen und einander zu nähern begannen. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, da internationale Schiedsgerichte die Entscheidung durch den Krieg unmöglich machen! Das rote Kreuz, das Banner der Barmherzigkeit, hat seinen Sie geslauf über die ganze Erde gemacht, sogar die Länder des änßersten Ostens haben sich ihm unterworfen. Und noch sind seine Wirkungen nicht an ihrem Ende angelangt. Eine mittelbare Folge davon sind auch die von Esmarch gegründeten Samaritervereine, deren wohltätige Hüsse schles school willes schles school werden wohltätige Hüsse schles school wir der kanner der Barmherzigkeit, hat seinen Esmarch gegründeten Samaritervereine, deren wohltätige Hüsse schles schles

Frieden wirtsam ift. Auch damit ift eine Idec Dunant's verwirklicht, dessen großes Herz natürlich sich nicht auf die Fürsorge für den Krieg beschränkte, sondern mit feiner Liebe alle Stände und Rlaffen, die Menschheit umfaßt. "Die, welche im Kampfe ums Dasein Schifft gelitten haben, haben ein Anrecht auf bas größte von allen Samarit. "= werken", fagt er in seinen "Denkwürdigkeiten" und fährt dann fort. "Auch jett, wo der Abend unseres Jahrhunderts angebrochen ift und wir schon die Morgenrote des zwanzigsten Jahrhunderts dammern sehen, herrscht doch noch immer und vielleicht heftiger als je in den großen Städten der herbe Rampf ums Dasein, allzuherb für viele, die der Rummer drudt und die Not bedrängt, denen qualvolle Angst das Berg betlemmt und deren armes Hirn nach langem und schmerzlichem Ringen um das tägliche Brot für sich und die Ihrigen zuletzt unterliegt. Der Kampf ums Dasein fegt fie meg. Männer wie Frauen; er wirft fie zu Boden, und über sie schreiten die Tausende hinweg und treten sie in den Staub. Und bald sind die Unglücklichen unter dem wahnwitzigen Drängen der Maffen zerdrückt und zermalmt. Hier vor allem find Samariter und Samariterinnen vonnöten. Und die, welche man von der Berzweiflung und vom Hungertod rettet, sollen auch wiffen, daß ihre Retter sich nicht durch Gründe religiöser, politischer und sozialer Propaganda haben leiten laffen, wie erhaben diese Gründe im übrigen auch sein mögen. wahren Samariter, die mahre Samariterin soll des Nächsten jammern, damit fie Barmherzigkeit an ihm tue. Aber wie ist dies möglich, wenn fie das Uebel und seine Größe nicht kennen? - Machen wir's nicht wie der Priefter und der Levite im Gleichnis, die vorübergingen! Seben wir vielmehr mit eigenen Augen, wie der Samariter, "den, da er ihn fabe, sein jammerte, und der Barmherzigkeit an ihm tat". — Gehet hin und tut desgleichen!"

Von den Frauen namentlich erwartet Dunant das wahre Samaritertum des Friedens. "Ein zwischen verständigen, willensstarken und
namentlich guten Frauen, ohne Unterschied der Nationalität, des Bekenntnisses, der Gesellschaftsklasse, der Parteien und der Meinungen hergestelltes Einvernehmen von immer ausgeprägterem internationalen Charakter, zu dem Zwecke, Gutes zu tun, kann in der Zukunft durch seine sittliche Macht einen gesunden, friedlichen, versöhnenden und sittlich hebenden Einfluß ausüben . . "Ueber Erwarten viel Gutes werden die Frauen in sozialer Hinsicht mit ihrem Herzen, ihrem Zeitgefühl, ihrem Verstande zuwege bringen." "Aber," sagt er, "dieses Streben nach Vervollkommnung ist Sache aller derer, sür welche Güte, Mitleid, wahre sittliche Schönheit und die Vereinigung von Herz und Verstand nicht bloße Hirn-



Henry Dunant.

gespinnste sind . . . Das Menschengeschlecht ift doch schließlich dazu berufen, nur eine einzige Familie zu bilden."

Derjenige, der fortwährend für das Wohl und Blück der Andern beforgt mar, hätte in dem Augenblicke, da er die angeführten Zeilen schrieb, an fich felbst zu denken alle Ursache gehabt. Für die Berwirklichung seiner großen Idee hatte Dunant felbst etwa 50,000 Franken geopfert, und außerdem seine eigenen Interessen ganglich vernachläßigt. Deshalb, und weil seine Gutmütigkeit und sein unbeschränktes Vertrauen migbraucht wurden, verlor er bald sein ganzes großes Vermögen und sah sich an den Bettelftab gebracht. Schwere Jahre der Not und Entbehrung folgten nun für ihn. Der edle und gebildete Mann mußte oft sein Nachtlager in den Eisenbahnwartsälen zu Paris suchen; was ihm aber den größten Schmerz bereitete, war nicht der Hunger und alle andern Entbehrungen, sondern ber Mangel an frischer Basche. — Der Mann, der in der höchsten Gesellschaft Europas gefeiert worden, verschwand in dem Dunkel der Armut. Ja, sogar sein Berdienft um die Genfer Ronvention geriet in Bergessenheit oder wurde ihm beftritten. Ihm war das Schickfal fast aller großen Wohltäter der Menschheit zu teil geworden. Unterdessen aber vollendete sein Werk seinen Siegeslauf und murde zu "einem internationalen Gefet von weltumfassender Bedeutung". Selbst in der größten Armut hörte Dunant nicht auf, dafür zu wirken, und die Ehrungen, die nun seinen Lebensabend noch verschönern, freuen ihn weniger seiner Person als seines Werkes wegen. Denn er befitt diejenige Eigenschaft, die fast alle Männer mit wirklichen und hervorragenden Verdiensten auszeichnet: Die Bescheidenheit, welche die eigene Person verschwinden läßt in der selbstlosen und völligen Hingabe an die Sache, der sie dienen. Und mit der Liebe, seinem weiten, vorurteilslosen, die ganze Menschheit umfassenden Herzen gehört Dunant zu den großen Männern, den Selden und Feldherren der Bivilisation! Dem milben liebenswürdigen Greife in Beiden entbieten auch wir den Gruß dankbarer Verehrung!

(Bearbeitet nach dem Buche: "Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention", von Andolf Müller, Professor, Stuttgart 1897. Druck und Berlag von Greiner & Pfeisser.)

